

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantw. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 9. Oktober 1902.

(Nachdruck verboten.)

Idealisten.

Roman von H. C. Lange.

(Fortsetzung und Schluß.)

XIV.

Das kleine Theater in der M.-Straße ist eine Art künstlerisches Gewissen der Hauptstadt. Man ist dort nicht gewöhnt, gewisse Blenden zum hundert und so und so vielsten male aufzuführen, die keinen anderen Werth haben, als daß sie einer augenblicklichen Stimmung im Publikum Rechnung tragen und die Kasse des Direktors füllen; aber Werke, denen aus allerlei äußerlichen, oft kleinlichen Gründen die Thore anderer Theater verschlossen bleiben, die finden hier eine Stätte. Dazu huldigt man an dieser Stelle der schönen Anschauung, daß die Kunst kein Privileg einzelner Epochen sei, deren Produkte man peinlichst zu konserviren und immer aufs neue zu genießen habe, um sich über unfruchtbare Zeiten hinwegzutrostern, — sondern daß sie immer und überall gedeihe, bald üppiger, bald spärlicher natürlich, und man die zeitgenössische Kunst pflegen müsse, wenn man seine Zeit kennen und lieben wolle. Kurz — das Theater in der M.-Straße ist der Kunsttempel der Modernen.

Premierenpublikum heute. Die Gäste noch erlesener als gewöhnlich. Der Typ des Künstlers, des Kritikers herrscht in auffallender Weise vor. Es war noch eine volle Viertelstunde bis zum Beginn der Vorstellung, aber die Zuschauer waren bereits anwesend. Man kam ja nicht, um einen Abend amüßant zu verbringen, sondern es galt ein Ereigniß in der literarischen Welt. Ein Fremdling bewarb sich kühnlich um Aufnahme in eine erlauchte Genossenschaft. Er wollte eine Probe seiner Würdigkeit ablegen, und die Versammlung war bereit, sie entgegenzunehmen. Ruhelos wogte die kleine Gesellschaft hin und her. Freunde begrüßten sich; das Problem wurde eifrig hin- und hergewälzt, über den Dichter die wenigen Nachrichten ausgetauscht, die einige zu geben in der Lage gewesen waren. Hier und da saßen auch einige Gruppen von Zuschauern still auf ihren Plätzen, die der Zufall, die Neugierde oder so ein gewisser schöngeistiger Ehrgeiz hergeführt hatte. Sie beobachteten gespannt das lebhafteste Treiben, informirten sich, so gut es ging, über besonders auffallende Persönlichkeiten und fühlten sich den Parteien gegenüber gewissermaßen als die Neutralen.

In einer der vorderen Parkettreihen saßen zwei alte Herren. Der eine groß, stattlich und etwas corpulent, sein Nachbar zur Linken ein wenig kleiner, aber ebenfalls von behaglicher Rundlichkeit. Sie waren sichtlich zum ersten Male in diesen Räumen; sie ließen die Blicke mit einem solchen fremden Ausdruck von der

phantastisch bemalten Decke und den flimmernden Kronleuchtern zu den Rängen schweifen und von dort wieder nach dem Vorhang, als befänden sie sich in einer Welt, in die sie absolut nicht hineingehörten. Sie sprachen nur wenig; der kleinere zumal nur, wenn sein Begleiter, den der bis zum Halse zugeknöpfte Rock und ein gewisses Etwas in dem bartlosen, vollen Gesicht als Landpfarrer kenntlich machte, das Wort an ihn richtete. Eine Art dumpfer Bekommenheit lag über ihnen.

„Sehen Sie mal, Förster, wie aufgereggt die beiden da debattiren“, sagte der geistliche Herr halblaut zu seinem Nachbar und wies mit den Augen nach einem weißhaarigen Herrn im Gange — wenige Schritte vor ihnen —, der einen jüngeren am Rockknopf festhielt und eifrig auf ihn einsprach. Man hörte aus dem Gespräch wiederholt die Worte: Bar Kochba und Johannes Förster. „Man nimmt den Jungen jedenfalls ernst.“

Der Angeredete strich sich bekümmert über das dünne Haar. Es war genau dieselbe Bewegung, die sein Begleiter auch an sich hatte.

„Was machen die Menschen bloß für Aufhebens von einem Komödienpiel. Der schöne Saal, Herr Pastor, und das viele Licht — was das alles für Geld kosten mag; davon könnte man drei solche Kirchen bauen wie unsere in Schönholz. Aber die Bilder und die weißen Puppen da neben dem Vorhang, die sind nichts für Herrn Pastor. Wir hätten doch lieber nicht hergehen sollen.“ Und er nickte sorgenvoll mit dem Kopfe.

„Na, na, Förster,“ beruhigte der Pfarrer das überzarte Gewissen des Küsters; „das sind Götter und Göttinnen, Phantasiestalten, die können doch nicht nach der letzten Mode gekleidet geben.“

„Sie sollten doch was anhaben“, beharrte der alte Mann eigenförmig und starrte eine Weile finster auf seine Kniee.

Auf das röthliche Gesicht des geistlichen Herrn aber trat ein kleines gemüthliches Schmunzeln: diese Umgebung, diese Bilder, Säulen und Statuen, sie weckten alte Erinnerungen. Sie führten ihn in die Zeit zurück, da er für den Homer geschwärmt hatte — es war nun wohl vierzig Jahre her — und ein ganz wunderliches Behagen beschlich ihn. Wie es so seine Art war, wenn er sich in angenehmen Träumen wiegte, richtete er die hellen, blauen Augen zur Decke und ließ seine beiden Daumen schöne Kreise umeinander ausführen. Und wie wenn ein elektrischer Strom von ihm zu seinem bescheideneren Abklatsch hinüberwirkte, so lösten sich auch die finsternen Falten auf der Stirn des Küsters, ohne daß er einen Blick nach rechts hatte wandern lassen; auch er blickte gedankenvoll zur Decke empor, und allmählich setzten sich auch seine Daumen in kreisende Bewegung. So saßen sie, als auf einmal nach einem leisen Zeichen der Vorhang aufging.

Ein fremdartiges Bild, das die Szene bot. Ein hügeliges Terrain, das in der Ferne in zerrissene und zerklüftete Kalkberge übergeht: ein Stück Karmellandschaft. Im Vordergrunde wüstenzeltähnliche Niederlassungen, in denen und zwischen denen sich aufgeregte Menschengruppen bewegen. Bläuliches Mondlicht kämpft gegen das gelbrothe Licht der Fackeln, die hier und da lodern, und schafft eine märchenhafte, unruhig zitternde Beleuchtung. Es ist das Kriegslager der jüdischen Aufrihrer gegen die römische Herrschaft. Die kleine Schaar ist in fieberhafter Erregung: eine römische Legion ist geschlagen, ein wichtiger Posten ist erobert, und unter ganz absonderlichen Umständen ist es vor sich gegangen. Ein junger, bisher gänzlich unbekannter Landmann, der sich mit der Bevölkerung eines ganzen, vom Feinde bedrohten Dorfes den Aufrihrern angeschlossen, hatte aus eigener Machtvollkommenheit nach dem Fall des greisen Feldherrn die Führung übernommen und im Sturm einen Sieg herbeigeführt. Das kleine Häuflein ist von einem Taumel erfasst: der schlichte Landmann ist Jehovahs Werkzeug, ein Gideon, ein Gotteskämpfer. Man beschließt, ihm den unbeschränkten Oberbefehl anzutragen; die phantastischen Gemüther, die in ihm etwas Besonderes wittern, suchen das Mädchen auszuforschen, in dessen Gesellschaft man den Helden noch am Tage vorher gesehen hatte.

Endlich tritt dieser selbst auf, die schwer bedrängte Mirjam zu befreien. Er redet nicht viel, aber die bezwingende Persönlichkeit spricht aus jedem Wort, die Persönlichkeit, die bereits unsichtbar unter der Masse stand, bevor sie erschien. Er bestätigt mit gehaltenem Ernste, was Mirjam gesagt, daß er des armen Simon Sohn, der seines Vaters Acker bestellte, ganz allein, da es ihm an einem Ochsen gebrach; aber man spürt, daß er mit Bitterkeit die Worte des Mädchens besträtigt, daß er aus ihrem Munde gern etwas anderes gehört hätte, und wär' es thörichter Wahn, — etwas von den sehnuchtsvollen Träumen, die in dem Hirne der fanatischen Menge leben. — Die Fäden zu dem kommenden Konflikt sind angelegt; man ahnt bereits, welchen inneren Kampf der Held zu kämpfen haben wird, und gleichnerisch tritt schon die Versuchung an ihn heran aus den maßlosen Worten der wunderfächtigen Schwärmer.

Das ist der erste Akt. Prachtvoll ist der Aktord angeichlagen. Eine herbe Dissonanz zittert darin, aber es klingt aus dem dunklen Verein der Töne etwas, was sie aufzulösen, in endliche Harmonie zu wandeln verspricht. — Eine Weile liegt absolutes Schweigen über dem Raum; die Dichtung hat gepackt, und sie hält die Gemüther in ihrem Banne. Allmählich aber beginnt der Beifall, nicht allzu laut, aber warm. Ein Theil der Hörer steht wohl noch unter der Fremdartigkeit des Vorwurfs und hat das allgemein Menschliche darin noch nicht erfasst. Die Bewegung, der Austausch der Meinungen ist in diesem Zwischenakt wenig lebhaft; man will unbeeinflusst weiter auf sich wirken lassen. —

In der Proszeniumsloge rechts von der Bühne saß Marianne v. Eichholz. Sie hatte keinen Blick von den Vorgängen auf der Bühne gewendet; über ihre Augen hatte sich ein feuchter Schimmer gelegt, und ihre Hände preßten sich krampfhaft ineinander. Kein Zweifel, das war echte, gewaltige, bezwingende Dichtung. Einmal während des Aktes war sie zusammengefahren in einem kleinen Schreck, und eine heiße Blutwelle war ihr zum Herzen geströmt. Das war, als Mirjam auftrat. Sie erkannte sie sofort an Gesicht und Bewegungen, an der eigenthümlichen Art, den Blick zu erheben, es war die Dame aus dem Restaurant, die sie eines Mittags mit Förster gesehen hatte, die Künstlerin, der er seine Heldin anvertrauen mußte. —

Und die Dichtung rauschte weiter dahin — ein herrliches Lied von dem urewigen Kampfe, der auf Erden gekämpft worden ist zwischen Tag und Nacht, zwischen Licht und Schatten, zwischen

Lüge und Wahrheit. Den Höhepunkt bildete die Szene, in der der Held auf dem Gipfel der äußeren Macht, als Sieger auf der Burg von Jerusalem gebietend, der Lüge unterliegt und sich zum Bar Kochba, dem Sternensohn, macht, — wie er das Mädchen zurückstößt, das in seiner namenlosen Liebe sein Herzblut für ihn dahingeben würde, aber das in die Messiasanbetung nicht einstimmt, weil es darin das Verderben des Geliebten sieht, den es als einfachen Menschen kennt.

Nach dem dritten Akt war der Beifall schon ein stürmischer, und was von besonderer Bedeutung war, ein unbestrittener. Man verlangte den Dichter zu sehen, und Marianne von Eichholz fühlte, wie ihr Herz bis zum Halse schlug, als er mit seinen raschen Bewegungen vor die Rampe trat, ohne Pose, ohne Affektion, wie er auf der Straße ihr entgegenzukommen pflegte, und nach einer leichten Neigung des Kopfes mit strahlenden Augen in das Publikum hineinschaute, durchdrungen von einer großen Freude, die er sich nicht zu verbergen bemühte.

Dann fühlte sie auf einmal, wie ein neues Leuchten in sein Antlitz trat, als seine klar- und weitblickenden Augen auf ihr ruhten, und sie hielt den Blick aus und grüßte ihn mit dem sonnigen Lächeln, das das Entzücken des Augenblicks ihr auf die Lippen legte.

Die beiden alten Herren auf den Parkettplätzen saßen in ganz merkwürdiger Befangenheit nebeneinander. Sie fürchteten sich, sich anzusehen. Dem kleinen Küster zuckte es seltsam um Mund und Augen, daß man nicht recht wußte, ob Lachen oder Weinen dahinter kämpften, und Hohehrwürden mußte sich vor jeder Aneude an seinen Nachbar räuspfern, denn es saß ihm da etwas in der Kehle, über das er nicht Herr werden konnte.

Zimmer höher stieg der Beifall. Mariannens Augen hingen noch an der Stelle, wo der Dichter soeben gestanden, da veranlaßte sie ein Geräusch, sich umzuwenden. Sie vermochte kaum einen Aufschrei zurückzudrängen, als sie im Hintergrunde der Loge, in welcher in der That kein Platz außer dem ihren besetzt war, Hans Förster stehen sah. Er blieb unbeweglich auf dem Fleck und sah sie an mit den lachenden, glückstrunkenen Augen. Da sprang sie auf und eilte auf ihn zu, der sie einen Augenblick lang fest in seine Arme schloß und ihren Mund mit Küßsen bedeckte. Sie ließ es geschehen; sie lehnte willenlos an seiner Schulter und flüsterte und stammelte Glückwünsche und zärtliche Worte. Allmählich kam sie wieder zu sich und machte sich frei, aber das Leuchten in ihren Augen blieb, diese über allem Persönlichen stehende reine Freude an dem Erfolg des Geliebten.

„Dieser köstliche, reiche Tag“, sagte Förster nach einem Augenblick des Schweigens zwischen ihnen; „um diese Stunden allein lohnt es sich schon, gelebt zu haben. Und wie viel Glück soll uns beiden das Leben noch bringen? Setzt säumen wir nicht mehr, damit nicht noch irgend etwas anderes sich zwischen uns schiebt; wir schließen in aller Form den Bund, den wir innerlich längst geschlossen; Du wirst mein Weib, Marianne, morgen — übermorgen; jetzt lasse ich Dich nicht mehr.“

Marianne sah ihn verwirrt an, als zweifle sie an der Ernsthaftigkeit seiner Worte.

„Ja, ja“, nickte er; „ich weiß sogar, daß Du frei bist, Du goldene, treue Seele. Daß Lena, das Schwesterchen, wohlgebor-gen in den Armen des besten aller Gatten ist, Tante Minna Gabriel weihte mich bei einer Begegnung in all diese Ereignisse ein —“

„Und?“ eine heiße Angst trat in Mariannens Augen; „Dich kümmerste das alles nicht mehr, Du warst fertig mit mir?“

„Marianne, so lieb ich Dich habe, ich kann Dir nicht erklären, was mich zurückhielt, was mich das alles hören ließ, ohne daß

es mich zum Handeln veranlaßte. Mein Werk hielt mich fest, mein Bar Kochba. Du warst das Glück dieser Welt; ich aber rang damals um etwas außer ihr, über ihr. Das klingt überspannt, Marianne, aber es ist so."

Da legte sie schüchtern die Hand auf seine Schulter und flüsterte, als getraute sie sich die Frage nicht recht: „Und kamst Du vielleicht nicht zu mir zurück, weil Du eine andere liebtest, die Mirjam mit den schönen, zärtlichen Augen?“

„Ob ich sie liebte? Wenn mans so meinen will ja; sie war ein Theil von dem Werk, ein wichtiger; sie verkörperte, was ich wollte, sie kam meinen unausgesprochenen Gedanken zuvor. Ich bewunderte sie; aber Liebe, wie ein Mann sie für das Weib fühlt, das er sich zur Gefährtin seines Lebens wählt, die hab ich mir einmal gefühlt, die galt Dir und blieb Dir treu, wenn wir auch scheinbar in Groll auseinander gingen.“

Als Marianne schwer aufseufzte, sah er sie mit verständnißvollem Mitleid an.

„Ich glaube es wohl“, sagte er und streichelte dabei ihre Hände, „ich bin ein wunderlicher Kauz, und Du wirst einen schweren Stand mit mir haben.“ Aber gleich trat wieder der Schelm in seine Augen. Er schob das Mädchen aus dem Hintergrund, wo sie sich befanden, vor sich her bis zur Brüstung der Loge und zeigte ihr, während er sich selber abseits hielt, die beiden schwarz gekleideten Herren im Parkett, die in diesem Augenblick gerade beide die Hände andachtsvoll vor der Brust gefaltet hielten und auf den geschlossenen Vorhang starrten.

„Weißt Du auch, auf wen meine Blicke zuerst fielen, als ich vor die Rampe trat? Auf meinen Vater, der böse auf seinen Söhnen ist, weil er unter die Poeten und Lagediebe gegangen, und den Herrn Pastor, der mich einen Undankbaren gescholten, weil ich den schwarzen Hock nicht anziehen wollte. Kann wohl alles besser zusammenpassen? Pastor und Küster sind zur Stelle, die Hochzeit kann vor sich gehen. Sag, Liebchen, was willst Du noch mehr?“ Und der Knabenhafte Uebermuth, den Marianne so gut an ihm kannte, lag wieder über seinem ganzen Wesen, als er mit großen Schritten fortstapete.

Das war ein Glückwünschen und Händeschütteln, als endlich der Vorhang hinter dem letzten Akt gefallen war. Ein zweifelloser Triumph war die Aufführung gewesen. Förster wurde von Stunde an unter die Großen in der litterarischen Welt gezählt, und jeder folgenden Kundgebung wurde mit dem Respekt entgegengesehen, den dieses erste Werk erweckt hatte. Er kam erst wieder zur Besinnung, als der Theaterraum völlig geleert war, auch die beiden alten Herren verschwunden waren, die er soeben hatte auffuchen wollen. Nun denn, morgen war auch noch ein Tag; mochten sie immerhin noch ein bißchen zappeln; sie hatten sich ihm mit ihrem Eigensinn sauer genug gemacht. Die nächste Ueberraschung, die er für sie hatte, war sicher mehr nach ihrem Herzen als die, welche ihnen der Abiturient einst bereitet hatte. Sie würden mit seinem Bräutchen schon einverstanden sein, wenn sie sie mit den lieben Augen anschauen würde, und bereitwilligst ihren Segen ertheilen.

Bald war er völlig in Anspruch genommen von der fröhlichen Gesellschaft der Schauspieler und Schauspielerinnen, der Freunde des Theaters, die mit ihm in einer gemüthlichen Weinstube das Ereigniß feierten, an dem sie selber keinen kleinen Theil hatten; aber trotz der feurigen Laune, die über ihnen allen lag, waren die Gedanken des gefeierten Helden der Tafelrunde ganz häufig abwesend. Er erappte sich wohl dabei, daß er eine Anrede der schönen Mirjam überhört hatte, weil sich vor ihr lächelndes Gesicht zum Greifen deutlich Mariannens Antlitz geschoben hatte mit dem verklärten Ausdruck reinsten, selbstlosester Freude, wie er es gesehen hatte, als er vor die Rampe trat; oder

seine Augen sahen auf einmal hinter dem schmunzelnden Direktor und dem Dirigenten Küster und Pfarrer von Schönholz.

Das aber ahnte er nicht, daß sein Triumph zu einer ernstesten kleinen Differenz zwischen den beiden geführt hatte. Die alten Herren hatten in starker Bewegung das Theater verlassen, und der Pastor hatte seinem Küster kräftig und andauernd die Hand geschüttelt. „Er ist doch etwas Tüchtiges geworden, wenn er auch nicht Theologe ist“, hatte er gemeint.

Der Küster aber, auf dessen naiven Sinn weniger die Ideen als das Schauspiel in seiner Gesamtheit mit seinen prächtigen Bildern und Lichteffecten geradezu überwältigend gewirkt hatte, sagte in seiner inneren Erregung etwas stark unparlamentarisch: „Ach, Herr Pastor, wenn ich geahnt hätte, daß so was in meinem Johannes steckte, ich hätte ihn mit dem geistlichen Stande schon in Ruhe gelassen.“

Dann wollte er zu seinem Sohne, dessen Adresse sie vorher festgestellt hatten, und forderte den Herrn Pastor fast ein bißchen huldvoll auf, ihn zu begleiten. Er fühlte sich auf einmal nicht mehr als der Untergebene neben seinem Vorgesetzten, sondern als der Vater seines berühmten Sohnes.

Zwei Stunden saßen die beiden dann geduldig wartend in der Wohnung des Dichters, welche die Wirthin ihnen, nachdem sie sich vorgestellt, gern geöffnet hatte. Dann hielt es der Pfarrer nicht länger aus, sondern wollte in sein Hotel. Der Küster aber wurde zum ersten male seinem Herrn untreu und ließ ihn kalt lächelnd allein in die Großstadtnacht hinausgehen. „Er müsse auf seinen Sohn warten, und wenn es heller Morgen werden sollte; das sei er seinem Johannes schuldig.“

Es war lange nach Mitternacht, als Marianne von Eichholz den Brief schloß, den sie an ihre Lieben in Mailand geschrieben hatte. Es waren nur wenige Worte, nur die Mittheilung, daß Hans Förster mit seinem Bar Kochba einen großen Erfolg errungen hatte, und daß sie sich an diesem selben ereignißschweren Abend wiedergefunden hätten, und daß sie nun fest entschlossen sei, ihr Schicksal mit dem seinen zu verknüpfen, komme, was da wolle.

Ihr war das Herz nicht leicht bei dem Gedanken an ihre Zukunft neben Hans Förster. Sie war zu erregt, als daß sie hoffen durfte, Schlaf zu finden, ihr ganzes Inneres befand sich in Aufruhr. Sie öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Es war eine weiche, dunkle Frühlingsnacht. Nur wenige Flammen brannten um diese Stunde in den Kandelabern auf dem Monbijouplatz, und der feuchte Dunst, der in der Luft lag, umwebte sie. Leise rollte und grollte ringsumher das niemals zur Ruhe kommende Leben der Millionenstadt. Wie viele außer ihr waren wohl noch wach in Glück oder in Angst, in Jammer oder in Wonne! Sie seufzte ein paar mal auf, so schwer, wie es sich für eine junge, glückliche Braut kaum geziemte. Dunkel und verworren wie die schlafende Stadt, so lag die Zukunft vor ihr. Hans Förster würde ihr nicht gehören, wie Lena ihren Gatten besaß. In ihres Geliebten Seele gab es etwas neben ihr, an das sie nicht heranreichte, über welches er sie und die ganze Welt vergaß. Er würde gar oft sich in Regionen begeben, in welche sie ihm nicht folgen konnte und sollte. Ob sie ihm dann nicht fremd werden würde? Ob sie ihn verlieren würde, wie sie ihn einmal schon verloren hatte? Ach, gab es denn überhaupt ein wirkliches Bestehen?

Die schwarzen Wolkenmassen über den jenseitigen Häusern geriethen auf einmal in leise Bewegung, ihre Konturen erstrahlten silbern, sie schoben sich auseinander und die Mondsilber trat in leuchtender Klarheit auf einen lichten Fleck des dunklen Nachthimmels heraus. Ein befreutes Aufathmen rang sich aus ihrer gepreßten Brust. Wie ein Zeichen von oben erschien es ihr. Ueber

allen Wirrnissen stand ihre Liebe, groß, klar und rein. Sie wollte sehen, ob die Wolken ihr den Mond wieder verhüllen würden, nein, sie traten weiter zurück, und weiter und siegreich breitete sich die bläuliche Helle über einen immer größeren Theil des Nachthimmels aus. Lange stand sie noch so, das Herz auf einmal mit einem tiefen, ruhigen Glücksgefühl erfüllt, und blickte zu der silbernen Sichel empor. —

(Nachdruck verboten.)

Ein Abenteuer auf der Hochzeitsreise.

Humoreske von Felix Freiherr von Stenglin.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß uns dazumal so'n Abenteuer passiren könnte, weil wir doch man so ganz einfache, nüchterne Menschenkinder sind, wir beide nämlich, meine Frau und ich“, — so erzählte mir Herr Fritz Büttner. „Wir sind beide in einer mecklenburgischen Stadt aufgewachsen; ihre Eltern waren Apothekers und meine waren Doktors. Insofern bedeutete ich immer das Höhere für Märchen, aber sie hatte einen Onkel, der Offizier war, und das konnte ich nicht aufweisen (wenn er auch bei einer hohen Nummer stand und als Major den Abschied nahm); dadurch glied sich das andere glücklicherweise aus. Wir spielten zusammen, bis wir nicht mehr zusammen spielen durften, später kam ich als Student nach Rostock und schickte ihr Gedichte, was ich eigentlich auch nicht sollte, und nachdem ich Thierarzt in unserer Vaterstadt geworden war und sie zwei Bewerbern, einem verwitweten Pastor und einem reichen Kaufmann, einen Korb gegeben hatte, kriegten wir uns.“

Eine Hochzeitsreise wollten wir machen, aber wohin? Das war die Frage. Nach Italien, das war zu vornehm für uns einfache Leute, und das kennt man ja auch aus Büchern; es ist mir auch zu sonnig da, ich liebe das Schattige in der Natur. (Ich neige nämlich etwas zum Starkwerden.)

„Nee“, sagt ich zu Märchen, „für uns kommt doch bloß Hamburg oder Berlin in betracht.“ Man hätte ja auch nach'm Harz gehen können, aber zum Bergsteigen hatten wir alle beide jetzt keine Lust, wir wollten uns mal so'n bischen ins Getriebe einer Weltstadt stürzen. Besonders Märchen kannte das gar nicht; ich kannte doch wenigstens Rostock und Schwerin, wo ich mein Jahr abgedient hatte. Am liebsten hätten wir beides gesehen, Hamburg und Berlin. Aber das war wohl zu theuer. Endlich beschlossen wir: Hamburg! Und wenns dann noch reicht: Berlin!

„Sieh mal“, sagt ich zu Märchen, „in Hamburg hast Du das Asterbassin und den Hafen, den Zoologischen und Gagenbeck, das ist doch schon 'ne ganze Menge.“ Und das sah sie denn auch ein. Aber ich weiß, in ihrem Inneren schlummerte der Wunsch: Wenns doch Berlin auch noch sein könnte!

Diese Hoffnung mußten wir in Hamburg bald begraben, denn da werden Preise genommen, — so was glaubt kein Mensch bei uns zu Hause. Mich wundert nur, daß sie nicht alle schon in goldenen Häusern wohnen in Hamburg, langens muß es doch bald dazu.

Die Fahrt auf der Bahn war recht nett. Nur so viele Menschen. Und Märchen war erst noch etwas plümerant, von wegen der Trennung. Aber je weiter wir von Hause fort kamen, und je dunkler es wurde, umsomehr schmiegte sie sich an mich, bis wir endlich beide dachten: So kanns noch sehr, sehr lange dauern! Aber es dauerte nicht, und Hamburg war erreicht.

Wars am nächsten oder am zweitnächsten Tage? Das weiß ich nicht mehr genau, weil sich dazumal die ganze Zeit so ziemlich gleich sah, — alles mit rosa angestrichen, — genug, wir

gehen am Asterbassin entlang, als uns ein Polizist begegnet und auffallend scharf fixirt.

„Du, was wollt der von uns?“ fragte Märchen ängstlich. „Er sah uns ja so an.“

„Gott, liebes Kind“, erwiderte ich, um sie ein wenig zu necken, „man sieht es uns eben an, daß wir Hochzeitsreisende sind.“

Da nahm sie meinen Arm und verbarg ihren Kopf an meiner Brust.

„Pfui, Fritz! Daß Du so etwas sagst! Jetzt geh ich gleich ins Hotel!“

Und damit zog sie mich am Arm und wollte mit mir los-traben. Plötzlich aber bleibt sie erschreckt stehen, denn derselbe Polizist geht — jetzt von rückwärts — an uns vorüber und betrachtet uns abermals höchst auffallend.

„Märchen“, sag ich, als ich ihn außer Hörweite glaube, — „wir sind erkannt. Mindestens sind wir verdächtig.“

„Ich habe eine rasende Angst, Fritz! Komm, wir wollen zurückgehen, — einen anderen Weg, damit wir dem Menschen nicht wieder begegnen!“

Wenn wir schuldig gewesen wären, hätten wir uns nicht auffallender benehmen können. Erst die Umarmelung, dann das Fortreiten, dann das Umkehren.

Und richtig! Er — der bewußte Polizist — schnitt uns den Weg ab, natürlich um uns von neuem zu stellen. Ich sah es zuerst und bereitete mein Frauchen mit den Worten „Sei kühn! all wedder!“ auf das Ereigniß vor.

Merkwürdigerweise konnte kein Zorn über dies Benehmen der Hamburger bewaffneten Macht in mir aufkommen. Ich sah eben alles zu rosa heute.

„Fassung!“ sagte ich zu Märchen, drückte ihr ermutigend die Hand und sah ihr zärtlich in die braunen Augen. Da „er“ schon sehr nahe war, so mochte er das wiederum für ein Zeichen der Schwäche und des Schuldbewußtseins ansehen. Doch waltete er seines Amtes mit Höflichkeit, legte grüßend die Hand an den Helm und fragte: „Sind Sie vielleicht der Handlungslehrling Thümeke aus Berlin?“

„Nein“, sagte ich höflich und küßte den Hut.

Nun zog „er“ sein Notizbuch hervor und blätterte darin. „Einen Augenblick, — ja, hier steht es . . . brauner Herbstpaletot, graues Beinkleid, schwarzer Filzhut . . .“

Ich sah an mir herab, das trug ich wirklich alles, nur keinen schwarzen Hut.

„Ich bedauere“, bemerkte ich, „ich trage einen grauen Hut, also —“

Er lächelte. „Den können Sie sich ja in Hamburg gekauft haben. Darf ich mal das Futter sehen?“

Mein Pech wollte, daß ich den Hut wirklich in Hamburg gekauft hatte, um mit größerem Glanz neben meinem Weibchen in dem neuen Federhut bestehen zu können . . . Da stand auf dem Futter: Wilhelm Baumann, Hamburg.

Er lächelte wieder.

„Ja, aber trotzdem, — trotz alledem bin ich doch nun einmal nicht Herr Thümeke oder Thümeke, wie Sie sagen, sondern der Thierarzt Büttner aus Wengelin in Mecklenburg“, bemerkte ich.

Er notirte: „Thierarzt Büttner aus — woher, wenn ich fragen darf?“

„Aus Wengelin in Mecklenburg-Schwerin.“

„Schön, ich danke bestens, wir werden telegraphisch anfragen.“

„Thun Sie das. Dürfen wir nun unseren Weg fortsetzen?“

Er zögerte. „Haben Sie keine Legitimation bei sich?“ fragte er dann mit spähendem Blick.

Ich durchsuchte alle Taschen. „Leider nein“, mußte ich erwidern.

„Das ist allerdings eigenthümlich“, bemerkte der Polizeimensch.

„Eigenthümlich ist es, aber es ist Thatsache“, versetzte ich, einen etwas schärferen Ton anschlagend als bisher. „Im übrigen bin ich gern bereit, Ihnen nähere Auskunft zu ertheilen. Ich befinde mich auf der Hochzeitsreise“ — Märchen kniff mich in den Arm, ich fuhr aber unbeirrt fort — „dies hier ist meine Frau Märchen, geborene Müller, neunzehn Jahre alt, unbefragt, ich dito, — und damit wäre denn wohl unser Verhör zu Ende, nicht wahr? Denn wir möchten die Abfahrt des Dampfers nicht versäumen.“

Die scharfe Sprache that ihre Wirkung, der Mann wurde weniger inquisitorisch, sogar leutselig. Erzählte uns, daß Thümeke mit der Tochter seiner Prinzipalin durchgegangen sei, und daß sich das Pärchen von Berlin nach Hamburg gewandt habe. Es müsse wohl ein eigenes Zusammentreffen sein, daß das Signament auf uns so passe. Als ich erwiderte, daß braune Paletots doch noch vielfach in der Welt herumliefern, meinte er, das sei es nicht allein. Und nachdem er uns nun den Steckbrief vorgelesen hatte, mußte ich allerdings sagen, daß kein Verdacht uns gegenüber begreiflich schien. Beinahe glaubte ich selbst, Thümeke zu sein. Es stimmte zwar nicht alles, aber doch das wesentlichste, sogar die braunen Augen meiner Frau stimmten mit eben solchen der Prinzipalstochter überein.

Ich fand den Mann geradezu leichtsinnig. Er mußte doch eigentlich überzeugt sein, daß wirs waren. Ich hätte an seiner Stelle uns einstweilen in Gewahrsam genommen. Er aber entschuldigte sich jetzt und gab uns frei, ich glaube aus psychologischen Gründen. Mein Benehmen, meine Seelenruhe hatten ihm doch wohl gezeigt, daß ich schuldlos war. — Märchen bebte noch immer, wollte ins Hotel und abreisen. „Ach was“, sagte ich, „nun gerade auf'n Dampfer, um Dich zu zerstreuen!“

Und so fuhren wir denn.

Wie wir da so auf dem Verdeck stehen und das Hasenbild betrachten, hör ich dicht neben mir die zärtliche Flüsterstimme eines Menschen, dreh mich um und fall vor Schreck beinahe ins Wasser. Unser Doppelgänger! Da stand der Jüngling mit dem braunen Paletot und dem schwarzen Hut, die Nase längs und den Mund quer wie ich, blaue Augen, kleinen Schnurrbart, — bloß im ganzen magerer und nicht so hübsch, — sagte Märchen! Und sie? Auch 'n bisschen dünner als meine Frau — denn die fängt wirklich schon mit neunzehn an, püffelzig zu werden — aber sonst dasselbe blonde Haar mit den braunen Augen und ähnlich angezogen.

Na, was den Anzug betrifft, wundere ich mich ja nun nicht. Denn wenn in einem Jahr braune Paletots in der und der Länge Mode werden, dann werden sie eben von allen Leuten getragen, und die Jacketts der Damen sind ja auch alle über einen Stichel gearbeitet, Hüte dito . . . eigentlich wundere ich mich unter diesen Umständen, daß nicht noch mehr Hochzeitsreisende mit durchgegangenen Liebespärchen verwechselt werden.

Mein Weibchen und ich betrachteten uns die jungen Leutchen von der Seite. Und sie rihrten uns. So gramvoll sahen sie aus, — als ob sie beide zusammen im nächsten Augenblick sich in die Kluten stürzen möchten. Warum konnten und durften sie nun nicht ebenso glücklich sein wie wir? Meine Frau besonders war ergriffen von der unglücklichen Liebe dieser nett aussehenden Menschenkinder.

Und als wir nach der Rundfahrt ausgeflogen sind, flüstert sie dem vorbeigehenden Paare — ehe ich's verhindern konnte, die

Worte zu: „Sie sind entdeckt! Fliehen Sie!“ Wie in einem Theaterstück!

Die Liebenden sehen sich erschreckt um und beschleunigen dann ihre Schritte.

„Das hättest Du nicht thun sollen!“ sagte ich zu meiner Frau. „Die Leute rennen ja ins Unglück. Man hätte ihnen beistehen können, die Alte in Berlin herumzukriegen — aber so allein und ohne Mittel müssen sie ja umkommen in der Welt.“

Meine Frau war anderer Meinung. „Sie werden sich schon durchhelfen. Vielleicht kommen sie nach Paris oder London. Dann nimmt er eine Stellung als Kommiss an, und sie sucht sich auch etwas, — und wenn es als Dienstmädchen ist, — die werden ja in London gesucht . . .“

Gemug, mein Märchen dichtete gleich den ganzen Roman zu Ende.

Doch diesmal behielt ich recht. Schon am Nachmittage bereute sie, die Leutchen zur Flucht getrieben zu haben. Ein Berliner Schutzmann, der zum Ergreifen der Flüchtigen nach Hamburg gesandt war, erschien in unserem Hotel und erklärte, daß er zu fernem Bedauern uns auffordern müsse, mit ihm die Reise nach Berlin anzutreten; und zwar, damit nicht erst noch unnöthige Kosten durch Uebernachten entstünden, sofort; in einer halben Stunde ginge der Zug.

Ich muß gestehen, daß ich in diesem Augenblick alle Rücksicht bei Seite setzte und das Liebespaar verrieth. Es sei auf dem Dampfer mit uns gefahren und mit uns ausgeflogen.

Der Schutzmann meinte, das sei unmöglich, sonst hätte doch die Polizei das zweite Paar auch sehen müssen!

Kurz, — allen unseren Einwendungen setzte er offenbaren Hohn entgegen. Die telegraphische Antwort aus Wengelin sei vollkommen unbefriedigend ausgefallen, die Verdachtsmomente hätten sich gehäuft, und es bestehe jetzt „für die Behörde“, — das war nämlich er, der Berliner Schutzmann, — kein Zweifel mehr an der „Identität“ mit dem gesuchten Liebespaar.“

Meiner Frau wegen that mir die Wendung Leid, sie war natürlich aufgelöst vor Jammer, so daß der Schutzmann sie mit bedeutamem Nicken betrachtete, als wolle er sagen: Ein eklatanter Beweis für die Schuld der Angeklagten.

Was mich betrifft, ich wußte wirklich in dem Augenblick nicht, ob es ein Mittel gab, uns der uns umklammernden Staatsgewalt zu entziehen. Im übrigen war aber noch so viel rosa Stimmung in mir zurückgeblieben, daß ich das Abenteuer von der scherzhaften Seite aufzufassen vermochte. Den Kopf konnte man uns ja nicht abreißen.

„Na denn man aufgepaßt“, sagte ich also zu Märchen, „wir kommen auf diese Weise wenigstens umsonst nach Berlin.“

Ich ging zu ihr und streichelte ihr die Wangen. Sagte, sie sollt doch man nicht weinen, wir wären ja unschuldig, und keine Macht der Erde könne uns auseinanderreißen . . . Und das half denn auch. Wir erklärten uns bereit, freiwillig dem Herrn, der in Zivil war, zu folgen.

Allerdings durften wir nicht untergefaßt gehen, auch erklärte der Mann, er dürfe „keine Zärtlichkeiten dulden.“

Das war schmerzlich, aber es mußte ertragen werden.

Wenigstens durften wir uns im Koupee — dritter natürlich — nebeneinander setzen, der Schutzmann saß uns gegenüber. Wir unterhielten uns alle drei eine Weile in harmloser Weise über die Gegend, bis er es dann für nöthig hielt, auf uns in seiner amtlichen Eigenschaft „sittlich einzuwirken“. Er sprach von dem „unüberlegten, verderblichen Schritt“, von der „unglücklichen Mutter“, einer Frau Lehmann.

Lachen durst ich ja nun nicht, aber ich sah den Schutzmann von unten herauf mit heuchlerischer Sanftmuth an und fragte

in einem Ton, wie ihn unser Pastor wohl in ernstern Lebenslagen gegenüber seinen Schäflein anzuschlagen pflegt: „Wie geht es der unglückseligen Schwiegermutter?“

Der Schutzmann fühlte natürlich sofort das Heuchlerische heraus, betrachtete mich eingehend und wußte nicht, ob er gerechten Zorn oder tiefes Mitleid empfinden sollte. Dann schüttelte er den Kopf statt aller Antwort.

Nach einer Weile — ich wollte doch wenigstens wissen, was mit uns geschehen würde — fragte ich: „Wird meine Frau gleich zu der geizigen alten Dame gebracht?“

Nun schwoll ihm die Zornesader.

„Die alte Dame ist — amtlich wenigstens — nicht geizig, und dies junge Mädchen hier ist ebenso wenig Ihre Frau.“

„Ich behaupte das Gegentheil.“

„Und ich verbiete Ihnen, die Gefangene Lehmann Ihre Frau zu nennen!“

Ich verneigte mich leicht, um den Mann nicht zur Wuth zu reizen, und weil Märchen mich mahnend in den Arm kniff.

„Ich werde diese Dame, wenn Sie wünschen, bis Berlin nicht meine Frau nennen.“

„Da wird Ihnen die Lust dazu wohl ganz vergehen!“ sagte der Schutzmann so recht grimmig, als wenn er sicher sei, ich würde ins finsterste Burgverließ kommen. „Ueberhaupt hat die Unterhaltung jetzt aufzuhören!“ setzte er hinzu.

Ich gehorchte für eine Weile, doch die Fahrt wurde auf diese Weise sehr langweilig. Und wenn man bedenkt, daß ich auf der Hochzeitsreise war und ferner erwägt, daß ich gar nicht der Gefangene Thimke und die Gefangene Lehmann gar nicht die Gefangene Lehmann war, — so wird man's begreiflich finden, daß ich doch wieder Versuche der Annäherung machte. Zunächst trat ich der Gefangenen Lehmann leise auf den Fuß, was sie in süßer Zeichensprache erwiderte.

Alsdann berührte ich, zunächst sanft, dann immer inniger, ihren Ellbogen, und schließlich flüsterte ich ihr zu:

„Hest Du mi noch leiv, Märchen?“

Ein strenger Blick des Schutzmannes traf mich. „Unterlassen Sie das Liebesgeflüster!“ befahl er. „Besonders haben Sie hier nicht in 'ner fremden Sprache zu reden.“

Allmählich wurde es dunkel, wir setzten unsere Zeichensprache fort, verhielten uns aber im übrigen ruhig. Wir waren beide sehr neugierig, wie das Abenteuer ausgehen würde.

Endlich rollte der Zug in Berlin in die Halle.

„Sie haben sitzen zu bleiben, bis das Publikum ausgestiegen ist!“ kommandirte unser Führer.

Wir waren ja kein Publikum, wir waren Gefangene.

Als wir dann den Bahnsteig betraten, kam ein zweiter Schutzmann in Zivil auf uns zu. Und unser Freund sagte zu mir: „Sie gehen mit mir, und das Fräulein geht mit meinem Kollegen.“

Da wurde Märchen aber obstinat. „Nein, ich verlasse meinen Mann nicht!“ erklärte sie energisch. „Das kann niemand, selbst der Kaiser nicht, von mir verlangen!“

Wohl um kein Aufsehen zu erregen, sprach unser Führer meinem Weibchen gut zu; wir würden ja zusammen bleiben bis zum Wartesaal, wo Frau Lehmann schon ihres Töchterchens harre. Da rief ich vor Freuden: „Hurrah! Frau Lehmann soll leben!“

„Ist der Mensch verrückt geworden?“ fragte der neu hinzugekommene Schutzmann.

Unser Führer zuckte die Achseln. „Wenigstens scheint er von der Strafbarkeit seiner Handlungsweise keine Ahnung zu haben.“

Der Wartesaal war erreicht.

Da erhob sich aus der Ecke eine alte Dame mit der unerkennbaren Miene einer verlassenen Mutter. Zunächst wollte sie

schnell auf uns zugehen, dann aber stockte sie und schüttelte den Kopf.

„Ach das ist wohl meine liebe Schwiegermutter?“ fragte ich unseren Führer so recht höhnisch. Ich hatte wieder Wuth gefaßt.

Da standen wir auch schon vor ihr. Die Alte schüttelte noch immer den Kopf.

„Das — das sind sie ja gar nicht!“ brachte sie in größter Verlegenheit hervor.

Die beiden Schutzleute sahen sich an, sahen uns an und waren sprachlos.

„Ich hab Ihnen ja schon in Hamburg erzählt, daß ich die Flüchtlinge gesehen hätte, warum haben Sie das nicht geglaubt?“ fragte ich. Und dabei sah ich ihm so recht freundlich ins Gesicht, als ob er mir die größte Wohlthat erwiesen hätte.

Da wagte auch Märchen sich wieder an mich zu schmiegen, und ich hielt sie fest umfaßt. „Na, darf ich die Gefangene Lehmann jetzt wieder mein Weibchen nennen?“ fragte ich den unglückseligen Schutzmann.

Nun wüthete er ob seines Hereinfallens. Wie das immer so ist, wenn die Menschen etwas Dummes gemacht haben, dann werden sie wüthend auf andere.

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie es mit einem Beamten zu thun haben!“ rief er, roth vor Zorn.

Ich wurde nicht so laut. Ganz ruhig, aber sehr bestimmt erwiderte ich:

„Und ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie sich einer widerrechtlichen Freiheitsberaubung schuldig gemacht haben, — oder wollen Sie's Justizirrtum nennen? Mir soll es recht sein. Wenn wir uns die Sache ruhig gefallen lassen, so erwarten wir aber nicht noch in grober Weise angechnauzt zu werden.“

Unser Führer hätte vielleicht wieder losgetobt, nun aber legte der Kollege sich ins Mittel, beruhigte ihn und meinte zu uns begütigend, solch ein Irrthum könne schon vorkommen, — besonders da in diesem Falle so vieles zusammengetroffen sei, was uns verdächtig gemacht habe.

Die Alte war auf einen Stuhl gesunken, erhob sich nun aber wieder und trat zu uns. „O mein armes Kind! Wo mag mein armes Kind sein!“

Jetzt kauft ich mir die Alte!

„Ihr armes Kind ist freilich sehr zu bedauern, daß ihre Mutter sie in die weite Welt und in die Schande“ — das betonte ich besonders — „hinaustreibt! Denn wenn irgendwo keine Veranlassung vorlag, den Liebesbund zu zerstören, so hier! Ein bisher stets folgsames, tüchtiges, schönes, reiches Mädchen — und ein braver, unbescholtener, junger Mann —“ ich entwarf diese Charakterzeichnung ganz nach Gutdünken, aber die Alte nickte dazu unter Thränen, also mußte es wohl ungefähr stimmen — „warum diese jungen verliebten Leute zum äußersten treiben? In die Verzweiflung? In den Tod?“

Die Alte schrie auf. „O so sündhaft werden sie nicht sein!“

„Sie werden so sündhaft sein, verlassen Sie sich darauf! In dem Stadium ist man immer so sündhaft. Und dann wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben, als an einem frühen Grabe Ihren Geiz zu bereuen!“

Ich sprach das mit tiefer Trauer und mit der Miene schrecklichen Vorwurfs.

Die Wirkung war augenblicklich. „Mein Kind! Bringt mir mein Kind zurück! Sie soll ja ihren Willen haben, bringt sie nur zurück!“

Nun that sie mir doch leid, die Alte. Aber erst mußte ich meinen Hunger stillen. Wir setzten uns alle fünf gemeinsam

um einen Tisch. Ich bestellte für Klärchen und mich etwas zu essen. Und dann beriethen wir.

Das Resultat waren verschiedene Depeschen, die in die Welt wanderten, an Bahnhofsbehörden, Polizei, Zeitungen, und der Refrain in all diesem war immer wieder: „Anna Lehmann und Friedrich Thümeke kehret zurück, es ist alles verziehen!“ —

So so war ich nach Berlin gekommen auf meiner Hochzeitsreise. Etwas anders, als ich es mir gedacht hatte. Wir trennten uns von meiner entthronten Schwiegermutter und den beiden Geseßeshütern sobald als möglich, um einen Gasthof aufzusuchen. Wir blieben den Rest unserer Ferien in Berlin, und es wurde bald alles wieder rosa.

Zu Hause angelangt, erkundigte ich mich alsbald, wie es gekommen sei, daß die Hamburger Polizei eine so „unbefriedigende“ Drahtantwort aus Wengelin erhalten. Da stellte es sich denn heraus, daß die Depesche aus Hamburg von dem Bürgermeister — der kurz zuvor auf meiner sehr fideleu Hochzeit gewesen war — für einen Uffstreich von mir gehalten wurde; er hatte darauf erwidert: „Thierarzt Wittner hierorts vollkommen unbekannt, meinen vielleicht Wasserdoctör Strunkbarsch aus Klein-Ziehren?“ Das ist nämlich mein größter Feind, bloß daß er in Wirklichkeit nicht Strunkbarsch heißt.

Er wollte sich die Haare ausraufen, der gute Bürgermeister. Ich sagte aber zu ihm: „Thun Sie das nicht, Herr Bürgermeister, denn Sie haben nur noch wenig, und wir haben doch auf diese Weise auch mal ein Abenteuer erlebt, denn einmal im Leben macht man doch nur ne Hochzeitsreise, und sobald werde ich wohl mein Wengelin und Umgehend nicht wieder verlassen.“

Die „Gefangene Lehmann“, die ich nun wieder meine Frau nennen durfte, stimmte mir lächelnd bei.

Eins war nur meinem Klärchen peinlich: sie wußte nichts über das Schicksal der Liebenden. Der Name Lehmann war ja in Berlin häufig, und wir hatten verabfümt, uns die Adresse der Schwiegermutter geben zu lassen, während wir ihr unsere Visitenkarte zurückgelassen hatten.

Aber auch d e r peinliche Rest von Unbehagen verschwand, als nach einigen Wochen Friedrich Thümeke und Anna Lehmann uns ihre „vollzogene eheliche Verbindung“ anzeigten. Sie hatten also doch nicht in der Elbe geendet.

Und das war mir ganz recht. Es ist doch kein angenehmes Gefühl, zu denken, daß Doppelgänger von uns so'n trauriges Ende genommen haben!“

(Nachdruck verboten.)

Jutta.

Roman von Ella Lindner.

(Fortsetzung.)

Er ließ den bleichgewordenen Direktor stehen und folgte Jutta, die bereits einige Schritte voraus war, aber doch jedes Wort vernommen hatte. Noch zitterte die mächtige Erregung der letzten Viertelstunde in ihrem Herzen nach, und dennoch erfüllte sie etwas wie heimlicher Jubel, daß der bleiche Mann mit der feingefurchten Denkerstirn, der so garnicht den Eindruck machte, als habe er in Regen und Sonnenschein die Welt durchwandert, so energisch das Recht der Unterdrückten zu wahren wußte. Mit unmutig gefalteten Brauen wanderte Graf Falk an Juttas Seite unter den rauschenden Buchen aufwärts.

„Mir scheint, ich kam zur rechten Zeit nach Hause,“ sprach er ernst.

Jutta nickte.

„Man hat den Herrn sehr vermisßt —“

„Man? Wer?“ fragte er lebhaft. „Die Arbeiter doch nicht? Die kennen mich ja kaum. Wenige von den alten werden noch auf den Werken beschäftigt sein.“

„Aber in diesen wenigen ist die Erinnerung an vergangene bessere Zeiten noch frisch und lebendig,“ sagte sie warm.

„Wirklich?“ Mit regem Interesse schaute er in ihr Antlitz. „Das ist mehr, als ich erwarten durfte. Aber nun — ich bin bei dem allen noch nicht dazu gekommen, mich nach Irma zu erkundigen. Dank Ihrer ausführlichen Berichte bin ich ja so ziemlich auf dem Laufenden geblieben — Ihre Vorgängerin hielt mich darin etwas kürzer — doch einem Vater müssen Sie verzeihen, wenn er noch tausendmal mehr wissen möchte. Es giebt so mancherlei Dinge, die sich schriftlich schwer —“

Graf Falk hielt mitten im Satz inne, denn über die Richtung, welche man soeben betrat, slog Klein-Irma mit lautem Jubelschrei den Nahenden entgegen.

„Papa! Mein lieber Papa!“

Sauzend hob sie sich auf die Fußspitzen und bot ihm das rosige Mäulchen zum Kuß, während er sich herabbeugte und sie zu sich empor hob.

„Grüß' Dich Gott, Liebling!“

„Hat Dich Mama geholt? Weißt Du schon, daß Mama zu uns gekommen ist und immer — immer da bleiben wird, Papachen? Und Du wirst nun auch hier sein, ja? Und garnicht bald wieder fortgehen? Wir werden Dich schrecklich lieb haben, wenn Du es thust, nicht, Mamachen?“ Sie löste den einen Arm von des Vaters Nacken und schlang ihn um Jutta, wobei des Grafen härteste Rippen leicht des Mädchens Wange berührten. Heiß erglühend, versuchte sich Jutta zu befreien. „Nein, nein, ich lasse Dich nicht,“ lachte Irma in fröhlicher Unbefangenheit und drückte die beiden nur fester zusammen. „Erst sollst Du dem Papa sagen, daß Du ihn lieb haben willst —“

„Daß los, Irma —“

„Nein, nein, nein —“

Mit sanfter Gewalt befreite sich Graf Falk aus der Umföhlungung.

„Du belästigst Fräulein Rhaden, Irma.“

„Fräulein Rhaden? Aber Papa! So spricht mir Frau Meinert und der alte Josef und die Marianne“ — erklärte sie — „aber wir, Papachen, wir doch nicht! Das ist ja Mama, unsere süße, schöne Mama! Sag' ihr, daß Du sie auch lieb hast, Papa, und gib ihr einen Kuß, damit sie es besser glaubt —“

„Sie wird es hoffentlich auch so glauben —“

„Ja? Wird sie? Mamachen —“ sie lief zu Jutta, die in grenzenloser Verwirrung abseits stand und Irma so gern zu recht gewiesen hätte, wenn ihr die Kehle nicht wie zugeschnürt gewesen wäre. Viel erreicht würde sie jedenfalls auch nicht haben, höchstens wäre Irmas Harmlosigkeit zerstört worden, und der Graf hätte vielleicht gedacht, sie lege dem kindlichen Geplauder eine tiefere Bedeutung bei, und das sollte er nicht.

„Irma, dort sehe ich Josef —“ Der Graf deutete quer über die Richtung — „geh und melde ihm meine Ankunft.“

Irma flatterte davon, und er blickte ihr gedankenvoll nach.

„Ich bin erstaunt, Irma so verändert zu finden —“

„Wieso verändert?“

„Wenn ich sonst heimkehrte, war es ein stilles, verschüchtertes Geschöpfchen, welches ich vorfand, das mich stets unter heißen Thränen beschwor, diese gräßlichen Erzieherinnen weg zu schicken und Mama wieder zu holen. Und heute — wie anders hat mich Irma heute begrüßt! Ich weiß ja, wie sie zu dem Glauben kommt, Sie für die todte Mutter zu halten —“ Der Graf nahm den Hut ab und fuhr sich ein paarmal mit der Hand über die Stirn — „und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie ihr den Glauben

nicht zerstörten. Und auch sonst — was Sie an meinem Kinde gethan haben —“

„War nur Erzieherinnenpflicht —“ herb, zurückweisend sollte es klingen, aber wie sie nun aufschaute und ihr Blick dem feinen begegnete, da vergaß sie diese Absicht vollständig, denn in den ernstesten, klaren Augen des Mannes lag etwas, das sie neu und seltsam berührte und sie entwaffnete.

„Pflicht!“ Er lächelte — nachsichtig — so wie man über ein Kind lächelt. „Gewiß — aber es kommt immer darauf an, in welcher Weise man seine Pflicht erfüllt — nein, unterbrechen Sie mich nicht — Ihre Vorgängerinnen begnügten sich damit, dem Kinde allerlei Weisheit beizubringen — Sie aber gaben ihm Liebe —“

Irma kam wieder, und der Graf aab dem Gespräch eine andere Wendung.

Als er sich dann von Zutta und der Komtesse trennte und sein Arbeitszimmer aufsuchte, wo die Kastellanin eiligst noch einmal Staub wischte, schritt er dort rastlos auf und nieder. Zuttas hohe, feingliedrige Gestalt stand vor seiner Seele. Wo hatte er sie doch schon gesehen? Es war fast unmöglich — und trotzdem — diese Augen, dieses Haar — er konnte sich nicht täuschen! Und das Mädchens ganzes Wesen berührte ihn wie etwas Verwandtes, längst Bekanntes und Vertrautes — er mußte unwillkürlich an die alten Griechen denken und an ihr Märchen von der Schwesterseefe. —

Am Abend ließ Gregori sich bei ihm melden. Der Graf hatte sofort das Nöthigste zur Ausbesserung der Hütte veranlaßt und Gregori aus eigener Machtvollkommenheit von der Arbeit an den Schmelzöfen dispensirt.

„Ich möchte dem Herrn Grafen bloß danken,“ sagte der Mann mit einem unbeholfenen Büdning, „wenn der Herr Graf das gütigst gestatten wollten.“

„Keine Ursache, Gregori,“ mehrte dieser freundlich. „Es thut mir leid, daß Sie das Unglück hatten, hoffe aber, es läßt sich in Kürze wieder gut machen. Wenn Dr. Mertens morgen heraufkommt, soll er nach Ihren Patienten sehen.“

„Schön' Dank, Herr Graf. Aber mit Verlaub — das gnädige Fräulein hat den Doktor schon geschickt — heute früh nämlich, wenn der Herr Graf gestatten wollen.“

„Fräulein Rhaden? So — so —“

„Ueberhaupt — wenn der Herr Graf gestatten wollten —“ fuhr Gregori, durch des Herrn Freundlichkeit ermuntert, redselig fort, — „seit das gnädige Fräulein hier sind, ist ein ganz anderes Leben. Die hat ein Herz für unsereinen — jawoll — mit Verlaub zu sagen — und das thut gut — aber nun —“ er räusperte sich ein wenig — „nun, wo der Herr Graf wieder hier sind — nun wird's gewiß auch so anders werden —“

Der Graf streckte ihm die Hand entgegen. „Das wollen wir hoffen, Gregori, anders und besser!“

XI.

In den ersten Tagen nach Graf Falks unerwarteter Ankunft war derselbe für die Schloßbewohner wenig sichtbar. Er verbrachte die meiste Zeit auf den Werken in angestrengter Thätigkeit oder empfing die Beamten zu langen Konferenzen in seinem Arbeitszimmer. Nur die Mahlzeiten — außer dem Kaffe, den er sich sofort nach dem Diner serviren ließ — nahm er mit Zutta und Irma gemeinsam ein, und dann liebte er es, die erstere in ein Gespräch über soziale Verhältnisse zu verwickeln, denn das schöne, kluge Mädchen begann ihn mehr und mehr zu interessiren.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthsel.

Bilderräthsel.



Dogogriph.

Sieh dort den Mann, den man gefesselt bringt,
Dem jetzt die düstre Zuchthauszelle winkt.
Was ist mit ihm, beging er grausen Mord?
O nein, es ist jedoch mit — n — das Wort.

Sieh dort das Schiff, Eismassen ringsumher:
Es bahnt den Weg sich kräftig, wenn auch schwer.
Was ist mit ihm, sucht es den Pol am Nord?
O nein, es ist jedoch mit — s — das Wort.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober;
B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

Es wird nur Augenrausch gespielt. M, der Mittelhandspieler, sitzt im Pech und ruft, ehe er die Karten aufhebt, melancholisch: „Da werd' ich wohl wieder Grand onvert haben.“ Angenehm enttäuscht sieht er jedoch die folgenden Karten:

aK, D, 9, 8, 7; bD, 9, 8, 7; c8.



Freudig erklärt M nun: „Endlich hat sich das Blättchen gewendet! Das ist ja Null onvert!“ Und leichtsinnig, wie solche Stimmungsspieler, die von einem Extrem ins andere fallen, nun einmal sind, setzt er hinzu: „Kinder, wenn ich auf die Karte ein Auge triege, stüfte ich eine Runde!“ Aber bekanntlich, wer im Pech, verliert auch das anscheinend günstigste Spiel. M fängt thatsächlich den Ramisch und zwar mit 70 Augen; V bekommt nur höchstens 7, H 25 Augen. Wie sahen die Karten, wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Aufsichtskarte.

Auflösung des Füllräthfels.

Judien, Blume, Stall, Schatten, Reihe, Rentier, Magd, Soda, Wien, Dieb, Sonde, Neb, Docht, Baum, Wachs, Wiese, Jena, Weiher, Renate, Rube, Ende, Freund, Reh.
Die Lust hat ihren Tag so wie die Sonne,
Doch auch wie jene ihren Abend: Neue. Grillparzer.

Auflösung des Magischen Quadrats.

B E I N
E B R O
I R M A
N O A H

Auflösung der Schachaufgabe.

(Zweizüger von S. Blackburne.)

W. Kh7, De7, Lc3, Sd3, e5, Bg1, h4; Schw. Kk5, Sc5, h6, Td4, Be7.
1. De7-d7, beliebig; 2. Fünffach matt.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Johannes u. Rudolf Schellong, Alfred Damm, Hans Tise, Erna Unger, Ernst Schnarewski, Elise Paasch, Bromberg, Waldemar Hermes, Bleichfelde, Hugo Hoffmann, Rakel, Anna M., Emil Großmann, Bromberg.